

Nachwort aus:

Eduard von Keyserling: Harmonie. Romane und Erzählungen.

Herausgegeben von Reinhard Bröker. München, Knauer 1998, ISBN 978-3-426-61109-8

Kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs stirbt Eduard Graf von Keyserling am 28. September 1918 im Alter von 63 Jahren in München. Der Krieg ist schon so weit fortgeschritten, dass er sich wenig über dessen Ausgang und über die weitreichenden Folgen im Zweifel sein kann. Die Abdankung des Kaisers, die russische Revolution, deren Opfer auch Teile seiner Familie im Deutsch-Baltikum sein werden, der Untergang der feudalistischen Gesellschaft bleiben ihm zwar erspart, aber dass die Adelsklasse in ihrer Bedeutung und Funktion ausgedient hat, darüber wird sich Keyserling auch schon vor Kriegsende klar gewesen sein. Wahrscheinlich wird er diesen Untergang weniger bedauert haben als die Leiden, die die Bevölkerung durch den Krieg durchmachen musste, spricht doch eine gewisse melancholische Resignation über das Schicksal der Adelswelt deutlich, aber nicht vorwurfsvoll oder beschwörend aus all seinen Werken.

Dabei hätte Keyserling allen Grund gehabt, die feudale Gesellschaft zu verfluchen und ihr Verschwinden herbeizuwünschen. Als junger Student in Wien wird er nämlich von seiner Familie geächtet und von seinem Stand geschnitten. Sein Biograph, der verwandte Otto von Taube, schreibt, dass es sich um eine »Lappalie - eine Inkorrektheit« gehandelt habe, die zu seinem Ausschluss aus der Universität in der k.u.k.-Hauptstadt und zu seiner Ächtung durch die Standesgenossen führt. Worum es sich genau gehandelt hat, darüber schweigt sich von Taube aus; so lapidar, dass eine Mitteilung unproblematisch war, scheint das Ereignis also doch nicht gewesen zu sein. Sicherlich war es kein erotisches Kurzabenteuer, über das man im sinnenfrohen Wien hinweggesehen hätte, sicherlich war es auch kein kompromittierendes Fehlverhalten, war doch Keyserling zeit seines Lebens für seine Diskretion, seine vornehme und unprätentiöse Lebensart bekannt. Auch seine in den Frühwerken (*Fräulein Rosa Herz* und *Die dritte Stiege*, zwei Romane, die nicht die Qualität seiner Reifejahre haben) angedeuteten sozialpolitischen Ansichten, die ihn gewiss nicht in die unmittelbare Nähe der Sozialisten und Marxisten rücken, können nicht den Ausschlag gegeben haben. Wahrscheinlicher scheint da eine in der Öffentlichkeit gelebte, unstandesgemäße, vielleicht auch als sexuelle Aberration bezeichnete Liebesgeschichte zu sein, die zu seinem Ausschluss aus der Adelswelt führte. In den Wiener Jahren, die wir nur ungenau vor das Jahr 1890 datieren können, muss er sich auch die (S. 921) Syphilisinfektion zugezogen haben, die zu seiner späteren Krankheit, einem schweren Rückenmarksleiden, und seiner Erblindung im Jahre 1908 führte. Bis heute verschweigen die meisten Biographen und Literaturwissenschaftler diese Infektion und ächten damit auf ihre Weise Eduard von Keyserling genauso wie seine damaligen Standesgenossen.

Auf den Landgütern Paddern und Telsen, die Keyserling für seine Mutter bis zu ihrem Tod 1894 verwaltet, wird er jedenfalls von der dortigen »guten« Gesellschaft gemieden. Man lässt ihn gern ziehen, als er 1895 beschließt, sich in München niederzulassen. In der Ainmillerstraße 19 in Schwabing – damals noch ein Vorort, den die Künstler und Freidenker bevorzugten – lebt er fortan mit seinen älteren Schwestern Henriette und Elise (die unter dem Namen Ernst Kluge Novellen veröffentlicht hat), nach beider Tod auch mit der dritten Schwester, die ihn überlebte. Hier in München schreibt er seine Romane und Erzählungen, die ihn zu einem bekannten Schriftsteller in seiner Zeit machten, dessen Werke bis in die zwanziger Jahre hinein teilweise sogar 50 Auflagen erleben. Als Keyserling 1908 erblindet, ohnehin schon gebeugt und frühzeitig gealtert von dem schweren Rückenmarksleiden,

verliert er seinen Kontakt zur Schwabinger Bohème, die sich im Café Stefanie, im »Simpl«, bei Karl Wolfskehl oder Franziska von Reventlow (ebenfalls von ihrer adligen Familie verstoßen) trifft. Zunehmend in Einsamkeit, aber ohne Bitterkeit und Wut, lebt Keyserling mit seinen Schwestern, denen er seine späten Erzählungen diktiert, ein ruhiges, ganz unspektakuläres Leben. Es besuchen ihn nur noch wenige Menschen: Max Halbe und Hermann Bang; Rilke, der nur ein paar Häuser weiter wohnt, nimmt es sich oft erfolglos vor; der schon genannte Otto Freiherr von Taube ist jedoch oft zu Gast; eher selten zeigen sich durchreisende Verwandte, die den inzwischen literarisch anerkannten Schriftsteller dann doch noch treffen wollen, und einige wenige Freundinnen, die dem vornehmen Herrn, gepflegt von seinem treuen Diener Joseph, die Reverenz erweisen.

Thomas Mann wird nach Keyserlings Tod einen vielzitierten Nekrolog halten, der jedoch nicht von großer Kenntnis des Werkes zeugt. Der S. Fischer Verlag hält bis in die zwanziger Jahre hinein mit etlichen Ausgaben die Erinnerung an den Schriftsteller wach. Trotzdem gerät Keyserling in Vergessenheit, aus der ihn auch die Taschenbuchausgaben, die Fischer in den siebziger Jahren publiziert, nicht herausholen. Erst die hervorragende Besprechung des Romans *Wellen* 1998 im »Literarischen Quartett« führt zu einer Neuentdeckung dieses großen Erzählers.

Der vorliegende Band führt die verstreut herausgegebenen Werke Key- (S. 922) serlings in einer Ausgabe zusammen. Auf das Frühwerk (die beiden bereits erwähnten umfangreichen Romane *Fräulein Rosa Herz* und *Die dritte Stiege*) und die wenig gelungenen Schauspiele konnte leichten Herzens verzichtet werden. 80 Jahre nach seinem Tod liegen damit in diesem Band Eduard von Keyserlings Romane und Erzählungen fast vollständig wieder vor. So kann einem Autor, der stets als die wichtigste literarische Stimme des Impressionismus in Deutschland bezeichnet wurde, wieder die Aufmerksamkeit geschenkt werden, die ihm und seinen sensiblen, nuancenreichen Texten gebührt.

»Karl Erdmann von West-Wallbaum war Leutnant geworden, und während er durch den Sommerabend dem elterlichen Landhause zufuhr, sagte er sich, dass all die klugen, hochmütigen Leute, welche schlecht vom Leben sprachen, ja, dass seine eigenen weltschmerzlichen Stunden dem Leben unrecht taten. Es gab wirklich ganz einwandfreie Lebenslagen.«

Der Anfang der Erzählung *Am Südhang* ist typisch; ein Beginn, der in ähnlicher Form in vielen anderen Geschichten wieder auftaucht. Ein Adliger fährt in bequemer Kutsche an einem Sommerabend auf das Gut seiner Eltern und erhofft sich ein paar Tage Ruhe, Ausgeglichenheit, Schönheit und Freude. Die meist jungen Männer dieser Textanfänge lehnen sich beschaulich sinnierend zurück, sie halten ein Tagesglück in den Händen, fühlen sich eins mit der Natur und im Lot mit den sonstigen Anforderungen, die das Leben stellt.

»Es gab wirklich ganz einwandfreie Lebenslagen.« In diesem Eindruck des Protagonisten kulminieren Hoffnungen und Sehnsüchte, die Aussicht auf ein harmonisches Leben. Aber die Feststellung ist zu naiv dahingesagt; der Leser hält ein und spürt schon, dass die Lage, in der sich Karl Erdmann befindet, sich vielleicht doch nicht so unproblematisch und harmonisch gestalten wird. Gleichzeitig ist man schon eingestimmt auf die Grundmuster, die die Erzählung durchspielen wird. Wir haben Indizien dafür, wer wohl die Hauptperson sein wird, wir haben erfahren, dass die Person gerade zum Leutnant, also zum niedrigsten Offiziersrang, befördert wurde, vermuten einen älteren Bruder, der nicht die militärische Laufbahn einschlagen muss, weil er als Erstgeborener in den Genuß des Haupterbes kommen wird, wissen vom Wohlstand der adeligen West-Wallbaums, die im Sommer auf

einem Landgut residieren, wo man zusammenkommt, um ein paar Tage »in Familie« zu machen.

Keyserling gibt zu Beginn seiner Erzählungen viele Informationen, führt meist schon auf der ersten Seite alle wichtigen Motive ein, die auftauchen (S. 923) werden, und arbeitet mit Vorausdeutungen, die sich beim Leser vage als die Schicksalsmomente der Geschichte ins Bewusstsein bringen. So, wie die Anfänge bei Keyserling nach einem oft identischen Muster gestrickt sind, so ähneln sich auch die Orte der Erzählungen, die Personen, mit denen er seine Geschichten füllt, die Handlungsabläufe. Es ist immer wieder die Welt eines wohlhabenden Landadels, der in kultivierter Atmosphäre auf gepflegten Gütern der Hitze des städtischen Sommers entflieht und sich seinen trägen, manchmal satten, manchmal eher kränklich anmutenden Stimmungen hingibt. Dieser Adel, politisch nahezu entmachtet, militärische Pfründen noch wahrend, aber wirtschaftlich schon vom bürgerlichen Kaufmann übertroffen, lebt noch in einer Welt, in der Arbeit, Broterwerb nur am Rande auftauchen, während Jagden, Ausflüge, Plaudernachmittage auf der Veranda und Spaziergänge in den Parks die hauptsächlich Beschäftigungen der Personen darstellen. Man wandelt an Rosengärten vorbei, unter Laubengängen, sitzt auf Bänken und lauscht kurz den Vögeln, paddelt auch schon einmal mit dem Boot zur Insel im See und ist ansonsten hauptsächlich darum bemüht, dass alles hübsch und angenehm ist -und bleibt. »Die lauwarme Dusche wurde in der Morgensonne ganz blank fließendes Kristall. Das war so hübsch und angenehm, dass Günther sich nicht davon trennen konnte«, heißt es zu Anfang der Schlossgeschichte *Beate und Mareile*.

Aber natürlich trägt dieser Schein des Hübschen und Angenehmen. Nie dauert es lange, bis das Hässliche, das Unangenehme, das Störende und Aufwirbelnde auf der Bühne der Erzählung erscheint und die adligen Männer und Frauen aus ihrem sonntagnachmittäglichen *dolce far niente* aufschreckt. Die Stimmung beginnt sich aufzuladen, meist begleitet durch ein Unwetter, ein heftiges Gewitter, das nicht nur elektrisch explosiv, sondern immer auch psychologisch zu Entladungen führt, in deren Folge die Protagonisten tatsächlich und im übertragenen Sinne im Regen stehen. Das Sommergewitter bringt Unheil über den Ort der Handlung, aber es schafft auch Klarheit, selbst wenn sie – wie oft in diesen Texten – mit dem Tod einer Person verbunden ist. Sowie nach dem Regenguss zunächst die Luft klar und rein ist, so ist auch die menschliche Situation ganz durchsichtig. Die handelnden Personen sehen den Grund der geschehenen Tragödie ganz deutlich, sie spüren noch den Wind, der das Gewitter begleitet, sie stehen noch in den Wasserlachen, die der Regen hinterlassen hat, aber meist fehlt ihnen die Kraft und die innere Haltung, um für sich daraus zu lernen, um den Ausbruch für sich zu nutzen. Die Katastrophe, die für einen Moment die gesellschaftlich überkommenen Werte und Zwänge außer Kraft gesetzt hat, wird unter den Teppich gekehrt und von (S. 924) der Floskel und der Plattitüde entschärft. Man begibt sich in den Salon, lässt Tee auftragen und verbirgt alle Bewegung, die man eben noch an den Tag gelegt hat. Der Tod, die Eskalation der Ereignisse, die Katastrophe werden in ein historisches Gewand gekleidet, und der Alltag der Menschen, ihr Lebensglück und ihre Selbstachtung spielen keine Rolle mehr. Fastrade, die weibliche Hauptperson in *Abendliche Häuser*, ist ein Beispiel für dies Haltung. Sie fügt sich resigniert »den Gesetzen, an die sie nicht glaubt, denen sie aber gehorcht«.

In fast manischer Obsession beschreibt Eduard von Keyserling immer von neuem Konflikte und Situationen in einer dem Untergang entgegen gehenden Adelswelt. Aus dieser Welt wollen einzelne Personen ausbrechen, Personen, die sich nicht beherrschen lassen möchten von der kultivierten Langeweile, den erotischen Zwangsjacken und der gedanklichen Selbstzensur. Sie wagen, versuchen einen Ausbruch aus der Konformität, um das eine Leben,

das sie haben, selbstbestimmt zu leben und nicht unter dem Druck der feudalen Regelsysteme zu zerbrechen. Interessanter- und bezeichnenderweise sind es meist Frauen (wie vielfach in der europäischen Literatur dieser Zeit), die »nein« zu ihrer Rollenfestschreibung sagen und ein anderes Leben zu leben versuchen. Metaphorisch wechseln diese Figuren in der Farbsymbolik Keyserlings vom »Weiß« der reinen, blassen, kränklichen Adelsfräuleins zum »Rot« der heftigen, lebenshungrigen und attraktiven Frau, in die sich prompt die jungen Leutnants, Hauslehrer und verwitweten Onkels verlieben. Die aufbegehrende Frau erscheint diesen auf Dauer immer unglücklich Liebenden zunächst als die Retterin aus der dumpf empfundenen eigenen Belanglosigkeit. Aber Keyserling braucht die Fülle des Erhofften gar nicht auszusprechen; er arbeitet mit zwei zentralen Motiven stellvertretend für alle anderen: Es ist die sinnhafte Sprache, die diese besonderen Frauen sprechen, und es ist die Erotik, die sie verkörpern und ausstrahlen.

Wenn Keyserlings Personen sprechen, sind sie nicht tiefsinnig. Die Gespräche plätschern vielmehr so dahin, als gelte es, wichtige Themen zu vermeiden. Nur mit den aufbegehrenden Frauen entstehen echte Unterhaltungen, greifen Männer zur Feder, um Briefe zu schreiben, und beginnen, nach den richtigen Worten zu suchen. In ihrer Sehnsucht nach der »neuen« Frau erst nehmen sie den Mangel an Ausdrucksfähigkeit wahr, ihnen fehlen die Worte, um sich dem geliebten, lustvoll begehrten Wesen zu nähern. Es ist das klassische Modell der weiblichen Muse, die den Mann inspiriert, die Texte überhaupt erst möglich macht, die aber mit zunehmender männlicher Sprachaneignung aus dem Text verschwindet, weggeht, stirbt, nicht wieder auftaucht. In der Welt des Adels, so scheint (S. 925) es, fehlen ohnehin die Worte, um die heiße Liebe, um Verlangen und die innere Bewegtheit auszudrücken, die als subjektive Empfindung erst Individualität ausmacht. Aber die Versuche, eine Liebessprache zu finden, auszubrechen aus der Sprachlosigkeit, scheitern weniger am Schicksal, nicht an unüberwindlichen gesellschaftlichen Hindernissen oder an mangelnder Bereitschaft der agierenden Personen, sondern an der trivialen Schwäche, der Laxheit, am Selbstbetrug und der Dummheit der einzelnen. Die Notwendigkeit, ein wenig, manchmal nur ein ganz klein wenig an sich zu arbeiten, wird nicht erkannt; der eine, wichtige Schritt, um auf den geliebten Anderen zuzugehen, unterbleibt – er wird aus Angst, aus Unsicherheit, aus Eitelkeit und Borniertheit nicht vollzogen. Manchmal blitzt ein Wissen um diese Unfähigkeit bei den handelnden Personen auf. So sagt Graf Hamilkar in *Bunte Herzen*, nachdem seine Tochter Billy verzweifelt von ihrem Ausbruchversuch mit dem Heißsporn Boris zurückgekehrt ist: »Ich sage, Betty, was erziehen wir da für Wesen? Die können ja nicht leben. Denen kann man ja das Ding, das wir Leben nennen, gar nicht anvertrauen. Ein Stubenmädchen, das zum Stallknecht schleicht und sich verführen lässt, weiß was es will, aber was wir da erziehen, Betty, das sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern draußen umzugehen, und wenn sie hinauskommen, nicht atmen können.«

Das Scheitern des einzelnen steht bei Keyserlings Romanen und Erzählungen im Vordergrund; seine Texte sind darum durchaus unpolitisch. Keyserlings Texte sprechen den Leser auf subjektiver Ebene an, Individualschicksale werden vor Augen geführt, an denen wir identifikatorisch in zweierlei Hinsicht teilnehmen können. Die Schwächen der handelnden Personen, so abwegig sie im fatalen Ergebnis aussehen mögen, sind uns doch nicht so fremd, als dass wir Ähnliches nicht auch an uns schon wahrgenommen hätten. Gleichzeitig übt die feudale Welt der Jahrhundertwende mit ihrem morbiden und dekadenten, ihrem feinsinnigen und gleichzeitig oberflächlichen Charme eine eigentümliche Faszination aus, der wir uns gern für die Länge einer Erzählung hingeben. Keyserlings Personen sind nämlich, bei aller Ignoranz, keine unsympathischen, herzlosen oder nichtssagenden Gestalten. Die Leistung des Schriftstellers besteht vielmehr auch darin, mit einer kurzen Charakterisierung

nuancenreich echte Menschen hervorzubringen. In dieser Ausgewogenheit der Darstellung liegt das große Talent des Erzählers Keyserling. Mit ungewöhnlicher Beobachtungsgabe zeichnet er Menschen mit Gesicht (wenn auch wenig Profil) und vermag sie – trotz ihrer langweiligen Gespräche – in einen spannenden Kontext von Ausbruch, Zwang, Melancholie und (S. 926) Sinnlichkeit einzubinden. Keyserling sieht seine Figuren mit traurigen, aber liebevollen Augen.

Es hat etwas Tragisches, dass Keyserling selber uns heute fast wie eine Figur aus seinen Romanen erscheint. Ist nicht sein unfreiwilliger Ausbruch aus der Adelswelt genauso gescheitert wie der von Günther in *Beate und Mareile*? Zeigt nicht sein fortwährendes schriftstellerisches Kreisen um eine untergehende Welt, dass er sie nicht wirklich loslassen konnte und von ihren Zwängen ein Leben lang auch als Außenseiter beherrscht wurde? Vielleicht war es ihm nur durch Sprache möglich, durch die Ausdrucksstärke seiner Texte, eine Welt aufzubauen, in der er von seinen Gefühlen reden konnte. Dass diese Gefühle eben jene der Isolation, der Ohnmacht gegenüber den gesellschaftlichen Zwängen, der Unmöglichkeit eines offenen Liebeslebens und der Einsicht in die Einsamkeit des Individuums sind, kann zwar traurig stimmen, aber es ist authentischer und künstlerisch gelungener Ausdruck des Menschen Keyserling in seiner Zeit, der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert.

Karola Werlands Resümee, am Ende von *Dumala* gezogen, scheint für Keyserling selbst und all seine Gestalten zu gelten. »Die Einsamkeit hat mich wieder eingefangen. So ist es mir immer gegangen. Ich habe mich gegen sie zuweilen auflehnen wollen, aber sie fängt mich immer wieder ein. Schließlich werd' ich mich mit ihr befreunden müssen.«

Reinhard Bröker; München 1998